

Über die Autorin:

Emily Henry studierte Kreatives Schreiben in New York und arbeitet heute als Autorin und Lektorin in Cincinnati, Ohio.

EMILY HENRY

Verliebt in
deine schönsten
Seiten

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katharina Naumann



KNAUR*

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»Beach Read« bei Penguin Random House, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und
der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe April 2020
Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Martina Vogl
Covergestaltung: Katharina Netolitzky
Coverabbildung: Katharina Netolitzky und Victoria Leitner
Satz: Daniela Schulz, Rheda-Wiedenbrück
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52518-0

2 4 5 3 1

Kapitel eins

DAS HAUS

Ich war gerade durch die Tür des Strandhauses getreten, als mein Telefon klingelte.

»Wie ist es denn?«, fragte die Stimme am anderen Ende der Leitung ohne Umschweife. »Gibt es eine Sexhöhle?«

»Shadi?«, riet ich.

»Ich mache mir ernsthaft Sorgen darüber, dass ich offenbar der *einzig*e Mensch bin, der dich extra anruft, um dich das zu fragen«, antwortete sie.

»Du bist der einzige Mensch, der überhaupt von dem Liebesnest weiß«, sagte ich. Dann stellte ich die Kiste Gin, die ich gerade trug, auf den Küchentresen aus Granit.

»Ich bin *nicht* die Einzige, die davon weiß«, widersprach Shadi.

Das stimmte, rein technisch gesehen. Ich hatte vor einem Jahr herausgefunden, dass mein Vater ein geheimes Haus am See besaß, und zwar bei seiner Beerdigung, aber Mom hatte schon viel länger davon gewusst, und natürlich war *Diese Frau* schon von Anfang an eingeweiht gewesen. »Gut«, sagte ich. »Du bist der einzige Mensch, dem ich davon *erzählt* habe. Aber gib mir noch eine Sekunde. Ich bin gerade erst hier angekommen.«

»Buchstäblich?« Shadi atmete schwer, was darauf schließen ließ, dass sie gerade zur Arbeit ging. Da wir so unterschiedliche Tagesabläufe hatten, unterhielten wir uns meistens zu dieser Zeit.

»Nein, metaphorisch«, konterte ich. »Buchstäblich bin ich schon seit Stunden hier, aber erst jetzt habe ich das Gefühl, angekommen zu sein.«

»So weise«, bemerkte Shadi. »So tief sinnig.«

»Pssst«, machte ich. »Ich nehme das alles in mich auf.«

»Und such nach der Sexhöhle!«, beeilte sich Shadi zu sagen, als wollte ich schon auflegen.

Das tat ich nicht. Ich presste nur das Handy ans Ohr, hielt den Atem an, versuchte, das heftig pochende Herz in meiner Brust zu beruhigen, und schaute mich im zweiten Zuhause meines Vaters um.

In seinem zweiten Leben, dachte ich.

Das Erdgeschoss war offen geschnitten. Das Wohnzimmer ging in die Küche mit einer Essecke über. Die ganze Wand bestand aus Fenstern, durch die man auf eine Terrasse und den See darunter sehen konnte. Wäre es Moms Haus gewesen, hätte das Mobiliar aus cremefarbenen Stücken bestanden, die Bilderrahmen an den Wänden dagegen wären strahlend weiß gewesen, um die Naturdrucke hinter dem Glas besser zur Geltung zu bringen. Ihr Geschmack war spießig, aber sie machte es trotzdem gut – bis der Krebs zum zweiten Mal zurückkam, war sie Innenarchitektin gewesen.

Der unkonventionelle Raum, in den ich getreten war, hätte besser in Shadis Wohnung als in das Haus meiner Eltern gepasst. Mir wurde ein bisschen übel dabei, mir meinen Dad hier vorzustellen, inmitten all der Dinge, die Mom niemals ausgesucht hätte – der dunkelfleckigen eingebauten Bücherregale und des durchgesehenen niedrigen, aber sehr raumgreifenden Sofas, das mit handgewebten Kissen übersät war.

»Und?«, fragte Shadi. »Wie ist es?«

»Langsam frage ich mich, ob Dad wohl Gras geraucht hat.«

»O Gott – ist es ein Gewächshaus?« Shadi klang begeistert. »Du hättest den Brief lesen sollen, Janie. Das war alles nur ein Missverständnis. Dein Dad hinterlässt dir das Familienunternehmen. Diese Frau war seine Geschäftspartnerin.«

Wie schlimm war es, dass ich mir wünschte, sie hätte recht? Dass die Frau, die auf Dads Beerdigung mit einem Brief und einem Haus Schlüssel auftauchte, tatsächlich nur seine Partnerin in irgendeiner illegalen Aktivität gewesen wäre, statt seine Langzeitgeliebte?

»Es ist kein Gewächshaus«, sagte ich, schob die Glastür auf und trat auf die sonnenverblichene Holzterrasse hinaus. »Es sei denn, das Gras ist im Keller.«

»Auf keinen Fall«, versetzte Shadi. »Da ist ja schon die Sexhöhle.«

»Können wir vielleicht über etwas anderes sprechen?«

»Du meinst das Geisterauge«, sagte Shadi sofort, bereit, mich von den Schrecken meiner Situation abzulenken. Wenn sie nur weniger als vier Mitbewohner in ihrer schuhkartonkleinen Wohnung in Chicago hätte, dann würde ich bei ihr wohnen und nicht hier, dem letzten Ort auf Erden, an dem ich gern sein wollte. Um ehrlich zu sein, stand das allerdings nie zur Debatte. Ich war absolut außerstande, irgendetwas geregelt zu kriegen, wenn Shadi und ich zusammen waren, und so finster, wie meine finanzielle Situation aussah, war dies meine letzte Hoffnung: Ich würde mich in meine persönliche (und mietfreie) Hölle verkriechen, bis ich zumindest das Exposé für mein nächstes Buch fertig hatte und mir wieder eine Wohnung leisten konnte.

»Natürlich meine ich das Geisterauge«, sagte ich. »Erzähl mir alles.«

»Hat immer noch nicht mit mir geredet«, seufzte Shadi wehmütig, »aber ich kann sozusagen spüren, wie er mich ansieht, wenn wir zusammen in der Küche sind.«

»Na klar«, sagte ich. »Das ist ja auch ein Geisterauge.«

»Ich glaube, ich spüre sein echtes Auge. Das, das nicht aus Glas besteht. Weil wir eine Verbindung haben.«

»Machst du dir nicht Sorgen, dass deine Verbindung vielleicht nicht zu dem Typen mit dem Glasauge besteht, sondern zu dem Geist des Mannes, der das Glasauge vor ihm getragen hat? Oder

der Frau? Was tust du, wenn du merkst, dass du dich in einen weiblichen Geist verliebt hast, der von einem lebenden Mann Besitz ergriffen hat?«

»Ähmmm.« Shadi dachte einen Moment lang nach. »Ich glaube, ich muss meine Tindr-Bio aktualisieren.«

Eine warme Brise kräuselte die glitzernden Wellen am Fuß des Hügels, zausten mein Haar und wehten mir die braunen Locken über die Schultern. Tief in meiner Brust spürte ich ein Ziehen. Das geschah immer wieder, auch schon bevor ich von Dieser Frau erfahren hatte.

Seit dem Tag, an dem mich Mom anrief und mir sagte, dass Dad einen Schlaganfall gehabt habe, dass er tot sei, hatte ich das Gefühl, als versuchte einer der Xenomorphs aus den *Alien*-Filmen aus meinem Körper auszubrechen, als drückte er gegen meine inneren Organe und die Haut, um zu testen, wie weit sie sich dehnen ließ, bis sie riss.

Shadi, das bemerkte ich erst jetzt, hatte weitergesprochen. Noch mehr über das Geisterauge. Geisterauge hieß eigentlich Ricky, aber wir nannten ihn nie so. Über Shadis Liebesleben sprachen wir immer verschlüsselt. Da war dieser ältere Mann, der das großartige Seafood-Restaurant (*The Fish Lord*) leitete, dann war da ein Typ, den wir Mark nannten, weil er aussah wie ein anderer, *berühmter* Mark (die Einzelheiten waren ein bisschen undurchsichtig; ich konnte mich weder daran erinnern, welchem Mark er angeblich ähnelte, noch, wie er wirklich hieß), und jetzt war da ihr neuer Mitarbeiter, der sandblondes Haar hatte, ein dunkelbraunes Auge und ein leuchtend blaues Glasauge. Bisher war es ihr noch nicht gelungen herauszufinden, wie er sein Auge verloren hatte, aber wir gingen regelmäßig alle Möglichkeiten durch.

An der Terrassenkante blieb ich stehen und folgte mit meinem Blick dem gewundenen Pfad, der zu dem schmalen Sandstreifen hinabführte, gegen den die Wellen schlugen. Ich stellte mir vor,

wie Dad am Seeufer entlangging, Hand in Hand mit Dieser Frau, und der Schmerz loderte erneut auf.

Ich versuchte, mich auf die Außenwelt zu konzentrieren: auf den Klang der sanft brechenden Wellen, die fluffigen Wölkchen am Himmel. Wenn das hier ein Häuschen wäre, das ich gemietet hätte, wäre es der perfekte Ort, um das Manuskript zu schreiben, das ich Sandy Lowe Books versprochen hatte.

Ich hörte Shadi wieder zu, als sie gerade sagte: »Am Wochenende des vierten Juli? Kann ich dich dann besuchen?«

»Das ist noch mehr als einen Monat hin«, stöhnte ich. In einer vollkommenen Welt würde ich dann gar nicht mehr hier sein. Wenn es sein musste, würde ich das Buch schreiben, während ich das Haus zum Verkauf anbot und darauf wartete, bis es jemand kaufte. Aber im Idealfall würde sich jemand dieses Grundstück direkt am Seeufer schon nach ein paar Tagen schnappen, und ich würde mich kurz darauf mit dem Geld auf die Suche nach einer Wohnung machen, sodass ich das Buch in meinem neuen Zuhause fertig schreiben konnte.

Sei nicht albern, January. Wenn du das Buch nicht JETZT schreibst, bringst du nur das Geld durch, das du aus dem Hausverkauf bekommst, und dann stehst du wieder am Anfang, aber ohne das mietfreie Haus.

Wenn ich das Buch fertig schreiben, ein paar Monate lang mietfrei leben *und* das verdammte Strandhaus samt Mobiliar noch diesen Sommer verkaufen könnte, würde ich wieder relativ komfortabel leben. Vielleicht nicht wieder in New York, aber an einem weniger teuren Ort.

Ich nahm an, dass Duluth erschwinglich wäre. Mom würde mich dort nie besuchen, aber wir hatten uns im vergangenen Jahr ohnehin nicht sehr oft besucht.

Wir hatten unsere Ausreden. Ich hatte das zurückgelegte Geld für meinen Besuch zu Thanksgiving für den Flug nach Hause zur

Beerdigung ausgeben müssen; sie musste jeden Job annehmen, den sie bekommen konnte, um die (winzige) Miete allein aufzubringen – aber wir kannten beide die Wahrheit.

Wir mieden einander. Ich hatte zwei liebevolle Eltern gehabt und einen langjährigen Freund, der mit mir zusammenwohnte, und jetzt hatte ich nur noch Shadi, meine viel zu weit weg wohnende beste Freundin.

»Der vierte Juli ist viel zu lang hin«, beschwerte ich mich erneut.

»Ich weiß, Süße, aber ich kann doch nicht durch die Gegend jetsetzen wie meine berühmte BFF.«

»Jet-setten? Du wohnst in Chicago. Du bist haargenau drei Fahrtstunden von mir entfernt.«

»Ja, und ich kann nicht Auto fahren.«

»Dann solltest du den Führerschein vielleicht zurückgeben«, meinte ich.

»Glaub mir, ich warte nur noch darauf, dass er ungültig wird. Ich werde mich so frei fühlen, wenn meine Referenzen endlich zu meinen Fähigkeiten passen. Ich *hasse* es, dass die Leute glauben, ich könnte Auto fahren, nur weil ich das vor dem Gesetz kann.«

Es stimmte. Shadi war eine schreckliche Autofahrerin. Sie schrie jedes Mal, wenn sie nach links abbiegen musste und ihr jemand entgegenkam, ob das betreffende Auto nun noch anderthalb Kilometer entfernt war oder nur noch hundert Meter.

»Süße, du weißt, wie schwierig es ist, in dem Business freizubekommen. Ich habe Glück, dass mein Chef mir den vierten Juli genehmigt hat. Vermutlich erwartet er jetzt, dass ich ihm dafür einen blase.«

»Auf keinen Fall. Blowjob gibt es nur für den Jahresurlaub. Was du ihm dafür bieten kannst, ist ein guter alter Fußjob, *quid pro quo*.«

Ich wandte mich von der Aussicht ab und kreischte beinahe auf. Auf der Terrasse neben meiner spitzte über der Rückenlehne eines

Liegestuhls ein brauner Lockenkopf hervor. Einen seligen Moment lang redete ich mir ein, dass der Nachbar im Liegestuhl eingeschlafen war, dass unser erstes Zusammentreffen *absolut gar nicht* von dem Ausdruck *guter alter Fußjob* oder dem *Gras im Keller* oder so ziemlich allem anderen überschattet sein würde, was ich Shadi in unserem Gespräch gesagt hatte. Aber dann beugte er sich vor und griff nach seiner eiskalten Bierflasche, die auf dem Tischchen neben ihm stand, nahm einen Schluck und lehnte sich wieder zurück.

»Du hast ja so was von recht. Ich müsste nicht mal meine Crocs ausziehen«, sagte Shadi am anderen Ende. »Jedenfalls bin ich jetzt bei der Arbeit angekommen. Aber sag mir Bescheid, wenn du Drogen oder Ledergeschirr im Keller findest.«

Ich wandte mich von der Nachbarterrasse ab, fasste mich wieder und erklärte: »Ich schaue nicht nach, bis du mich besuchst.«

»Frech«, bemerkte Shadi.

»Druckmittel«, sagte ich. »Hab dich lieb.«

»Hab dich lieber«, entgegnete sie und legte auf.

Ich klatschte das Handy in meine Handfläche, wandte mich wieder zum Lockenkopf um und wartete, dass er mich bemerkte, damit ich mich vorstellen konnte. Ich kannte keinen meiner Nachbarn in New York, aber hier waren wir in Michigan. Und nach allem, was mir mein Dad aus seiner Kindheit in North Bear Shores erzählt hatte, war ich vollkommen darauf vorbereitet, diesem Mann irgendwann einmal Zucker leihen zu müssen (Notiz: muss Zucker kaufen). Nach einer Weile hatte er sich immer noch nicht umgedreht, also räusperte ich mich demonstrativ.

Wieder beugte er sich vor, um einen Schluck Bier zu nehmen, und lehnte sich dann erneut im Liegestuhl zurück, ohne sich zu mir umzudrehen.

Ich trat an das Geländer und rief verlegen durch eine Lücke: »Entschuldigen Sie die Störung!«

Er winkte lässig mit der Hand. Ich erkannte ein Buch in seinem Schoß, aber nicht, was es für eines war. »Was soll mich wohl an Fußjobs als Währungseinheit stören?«, fragte er gedehnt mit rau-chiger, gelangweilter Stimme.

Ich schnitt eine Grimasse und suchte nach einer Entgegnung – *irgendeiner* Entgegnung. Aber mein Kopf war so leer wie jedes Mal in letzter Zeit, wenn ich Microsoft Word öffnete.

Na gut, vielleicht war ich im vergangenen Jahr ein bisschen eigenbrötlerisch geworden. *Vielleicht* war ich mir nicht einmal mehr ganz sicher, womit ich das Jahr überhaupt verbracht hatte; jedenfalls nicht damit, Mom zu besuchen, und auch nicht, ein Buch zu schreiben, und ganz sicher nicht, meine Nachbarn nach Strich und Faden um den Finger zu wickeln.

»Na egal«, presste ich schließlich hervor. »Ich wohne hier jetzt nämlich.«

»Dann lassen Sie mich wissen, falls Sie mal Zucker brauchen«, entgegnete er mit einem erneuten desinteressierten Winken, als könnte er meine Gedanken lesen, ohne auch nur in meine Richtung zu schauen, und genösse die Gelegenheit, sie ins Lächerliche zu ziehen. »Oder eine Wegbeschreibung zum nächsten Sex-Fetisch-Laden.«

»Ich warte dann einfach darauf, dass Sie losfahren, und folge Ihnen unauffällig«, zickte ich zurück. Er lachte, ein raues, kratziges Geräusch, drehte sich aber immer noch nicht zu mir um.

»War schön, Sie kennengelernt zu haben«, fügte ich sarkastisch hinzu. Dann drehte ich mich um, um durch die gläserne Schiebetür zurück ins Haus zu gehen.

»Lügnerin«, hörte ich ihn brummen, bevor ich die Tür schloss.

Kapitel zwei

DER NACHBAR

Mit dem Schreiben von Liebesromanen ist es so: Es hilft, wenn man daran glaubt.

Und mit mir ist es so: Ich hatte immer gedacht, meine Eltern wären ein vorbildliches Paar.

Meine Mom, der zarte Gesellschaftsschmetterling, Inneneinrichterin der besten Sorte und eisenharte zweimalige Krebsüberlebende. Mein Dad, ein Koloss von einem Mann, Software-Händler, der die Wochenenden draußen auf dem Boot und die Nächte zusammengerollt auf dem Sofa mit irgendeiner sinnlos langen Biografie verbrachte. Die beiden waren total gegensätzlich und passten doch irgendwie perfekt zusammen.

Sie ordnete die herumliegenden Bücher und pickte die Popcornkerne und Münzen vom Boden auf, die er im Haus herumliegen ließ, und er zog sie vom Ausguss weg, um direkt in der Küche mit ihr einen Walzer aufs Parkett zu legen. Eine Liebe wie die ihre war immer mein Ziel gewesen.

Bis zum Tag der Beerdigung. Nach dem Gottesdienst war Mom kurz auf die Toilette gegangen, und da sah ich sie. Die einzige Frau, die ich nicht kannte. Sie trug ein graues Maxikleid, Ledersandalen und einen schwarzen gehäkelten Schal, den sie sich nachlässig um die Schultern geschlungen hatte. Sie hatte kurzes weißes Haar, ein wenig vom Wind zerzaust, es sah aus wie direkt vom Strand, und sie starrte mich an.

Nach kurzem Zögern ging sie auf mich zu, und aus irgendeinem Grund hatte ich da bereits das Gefühl, dass mir der Magen nach

unten sackte. Ich *wusste*, dass sich die Dinge ändern würden. Dass die Anwesenheit dieser Fremden auf Dads Beerdigung mein Leben ebenso aus der Bahn werfen würde wie sein Tod.

Sie lächelte zögerlich, als sie vor mir stand. Sie roch nach Vanille und Zitrus. »Hallo, January.« Ihre Stimme war rauchig, ihre Finger zupften nervös an den Fransen ihres Schals. »Ich habe ja so viel von dir gehört.«

Hinter ihr öffnete sich die Tür zur Toilette, und Mom kam heraus. Sie blieb stehen, erstarrt wie ein Eisblock, und ihr Gesichtsausdruck war mir völlig fremd. War es ein *Wiedererkennen? Ein Erschrecken?*

Sie wollte nicht, dass wir miteinander sprachen. Was bedeutete das, dass sie nicht wollte, dass wir miteinander sprachen?

»Ich bin eine alte Freundin von deinem Vater«, sagte die Frau. »Er bedeutet ... er *bedeutete* mir sehr viel. Ich kannte ihn so ziemlich mein ganzes Leben lang. Für eine ziemlich lange Zeit waren wir praktisch unzertrennlich, und – er hat ununterbrochen von *dir* geredet.« Ihr Lachen sollte leichthin klingen, war aber Lichtjahre davon entfernt.

»Tut mir leid«, sagte sie heiser. »Ich habe versprochen, nicht zu weinen, aber ...«

Ich fühlte mich, als wäre ich gerade aus einem Flugzeug gesprungen oder von einem hohen Gebäude geschubst worden. Der Fall schien unendlich zu sein. Ich steckte in diesem Moment der Schwerelosigkeit fest. Die Kirche schien sich über mich zu wölben und näher zu kommen.

Alte Freundin. Das hatte sie gesagt. Nicht *Geliebte* oder *Mätresse*. Aber es war egal. Ich wusste es, sah es an der Art, wie sie weinte – eine verzerrte Version von Moms Tränen bei der Beerdigung. Ich erkannte ihren Blick als denselben wieder, den ich heute Morgen im Spiegel gesehen hatte, als ich mich schminkte: Dads Tod hatte sie gebrochen, und sie würde nie wieder heil werden.

Sie holte etwas aus ihrer Tasche und hielt es mir hin. Einen Umschlag, auf den mein Name gekritzelt stand. Darauf lag ein Schlüssel, an dem ein Adressschild hing. »Er wollte, dass du das hier bekommst«, sagte sie. »Es gehört dir.«

Sie drückte mir beides in die Hand und ließ ihre kurz auf meiner liegen, als müsste sie sich stützen. »Es ist ein wunderschönes Haus, direkt am Lake Michigan«, brachte sie hervor. »Du wirst es lieben. Ganz bestimmt. Er sagte immer, dass du es lieben würdest.«

In Mom, die hinter ihr stand, kam wieder Leben. Sie trat mit einem mordlustigen Gesichtsausdruck auf uns zu. »Sonya«, zischte sie der Frau zu.

Und dann wusste ich alles.

Ich war die ganze Zeit ahnungslos gewesen, Mom aber nicht. Sonya verließ danach eilig die Beerdigung, Mom und ich kurze Zeit später. Wir stritten die ganze Fahrt nach Hause miteinander, und doch *sagten* wir kaum etwas. Wir redeten um den heißen Brei herum, und besser gesagt: wir schrien.

»Wie konntest du mir das verschweigen?«

»Das ist doch alles die Schuld Dieser Frau! Sie hätte gar nicht herkommen sollen!«

»Du *wusstest* von ihr und hast nichts unternommen?«, fragte ich außer mir.

»Was hätte ich denn tun sollen?«, kreischte sie zurück. »Ich habe deinen Vater geliebt!«

»Wie konntest du nur zulassen, dass er uns so täuscht? Wie konntest du ihm das durchgehen lassen?«

»Er sagte, dass es vorbei wäre!«

»Sie hatten ein gemeinsames *Haus!*«, schrie ich. Der Schlüssel in der Tasche drückte sich glühend heiß gegen meine Hüfte.

In der Nacht zuvor war ich mit ihr in ihrem Zimmer geblieben. Sie hatte nicht allein schlafen wollen, aber nur in dem Bett, das sie

mit ihm geteilt hatte. Aber später war ich in mein altes Kinderzimmer gegangen, das sie seit meinem großen Umzug nach New York in ein Nähzimmer umgewandelt hatte. Sie nähte hier Quilts, was sie vor dem Krebs nie getan hatte. Als sie wieder gesund war, begann sie mit allen möglichen Hobbys, obwohl sie keines davon allzu lange durchhielt. Joggen, Tennis, Aquarellmalerei. Yoga, Stricken, Backen mit wenig Kalorien. Dad hatte einiges davon mitgemacht: tanzen, töpfern, Fahrrad fahren.

Ein zweites Haus, wollte ich schreien. Stattdessen ging ich ins Bett. Am nächste Morgen taten Mom und ich so, als wäre nichts passiert. Wir tranken unseren Kaffee, aßen unser Rührei aus dem Weißen vom Ei und legten die Wäsche zusammen. Dann fuhr sie mich zum Flughafen, und wir umarmten uns nicht zum Abschied.

Seitdem hatten wir kaum ein Wort miteinander gewechselt. Wenn unser Verhältnis ein bisschen weniger eisig gewesen wäre, wäre ich vielleicht zu ihr nach Ohio gekommen, statt mein ganzes Geld für die teure Zwei-Personen-Wohnung auszugeben, in der ich nach meiner Trennung von James festsaß. Irgendwie kam mir diese Option trotzdem erträglicher vor.

Das Haus, in dem ich aufgewachsen war, mit seinen gerahmten Bildern und den weißen Holzbuchstaben, die über dem Kamin Sims das Wort *FAMILIE* bildeten, war eine Lüge. Und das Häuschen hier am See war die hässliche Wahrheit.

Wobei Diese Frau unglücklicherweise recht hatte: Rein theoretisch war das Haus wunderschön, was die Sache irgendwie nur noch schlimmer machte.

Ich hatte vorgehabt, einkaufen zu gehen, sobald ich meine Sachen abgelegt hatte – ein edler, wenn auch recht ehrgeiziger Plan. Stattdessen betrank ich mich zügig mit dem Gin aus dem untersten Regal des Supermarkts, den ich mitgebracht hatte. Ich war nicht stockbesoffen, aber eindeutig über den süßen, leicht beschwipsten

Zustand hinweg, den James so unwiderstehlich gefunden hatte. Das hier war hässlich-beschwipst. Wegen-allem-losheulen-beschwipst. Eindeutig-nicht-mehr-verkehrstüchtig-beschwipst.

Statt in den Küchenschubladen nach Lieferservice-Flyern zu suchen (ich wollte nicht zufällig genau dasselbe Spaghetti-Gericht bestellen, das Dad und Diese Frau vielleicht einmal in einem *Susi und Strolchi*-Moment geteilt hatten), googelte ich kurz und rief alle drei Restaurants an, die an meine derzeitige Adresse lieferten (Pizza, Pizza und Thai). Alle drei waren geschlossen.

Und dann heulte ich doch. Und aus irgendeinem Grund (vermutlich, weil ich jetzt begriff, dass ich den Abend allein im Haus verbringen würde, ohne dass auch nur die Person vom Lieferservice vorbeikam) zog ich mich bis auf die Unterwäsche aus.

Warum bist du überhaupt hierhergekommen, January?, dachte ich, und dann: *weil ich musste*.

Bisher hatte ich es nicht geschafft, mehr als drei Sätze zu schreiben, und von denen hatte ich zwei wieder gestrichen.

Ich schloss das Word-Dokument wieder. Ich wusste nicht mehr genau, ob ich es gespeichert hatte oder nicht. Ich wusste aber genau, ob das egal war oder nicht. (Es war egal. Es war nur noch ein Satz, und der war noch nicht mal besonders gut.) Ich öffnete die neueste E-Mail meiner Agentin Anya. Sie hatte sie vor zwei Tagen geschickt, bevor ich aus Queens losgefahren war, und ich hatte immer lächerlichere Gründe dafür gefunden, sie nicht zu öffnen und zu lesen. Packen. Mein Zeug einlagern. Fahren. Versuchen, so viel Wasser wie möglich zu trinken, während ich in einer Raststätte pinkelte. Fahren. »Schreiben«, mit Betonung auf den Gänsefüßchen. Extrem betrunken. Atmen. Hungrig. Weinen.

Anya hatte den Ruf, besonders tough zu sein, eine echte Bulldogge den Verlegern gegenüber. Aber zu ihren Autoren war sie praktisch Miss Honey, die liebe Lehrerin aus *Matilda*, gekreuzt mit einer sexy Hexe. Man wollte ihr immer verzweifelt gefallen, nicht

nur, weil man das Gefühl hatte, dass einen niemand je so rückhaltlos geliebt und bewundert hatte, sondern auch, weil man heimlich befürchtete, sie könnte einem ein Gelege Pythons auf den Hals hetzen, wenn sie es wollte.

Ich blinzelte die Tränen weg und las die E-Mail:

Hallooo, Du meine wunderschöne und zauberhafte Qualle, engelsgleiche Künstlerin, Gelddruckmaschine,

ich weiß ja, dass alles in letzter Zeit SO irre war bei Dir, aber Sandy schreibt schon wieder – sie will jetzt echt wissen, wie es mit dem Manuskript läuft, Schrägstrich: ob es immer noch Ende des Sommers zu erwarten ist. Ich bin natürlich wie immer sofort bereit, ans Telefon zu springen (oder übers Internet zu chatten oder auf den Rücken eines Pegasus zu hüpfen und herbeizufiegen, wenn es sein muss), um dir beim Brainstormen zu helfen/Handlungsdetails auszubaldowern/zu tun, WAS AUCH IMMER du brauchst, damit mehr von deinen wunderbaren Wörtern und unvergleichlicher Verzückung das Licht der Welt erblicken.

Fünf Bücher in fünf Jahren waren vielleicht ein bisschen viel (selbst für jemanden mit deinem spektakulären Talent), aber ich glaube wirklich, dass wir bei SLB gerade eine Sollbruchstelle erreicht haben, und es ist an der Zeit, den sauren Apfel zu gebären, wenn es irgendwie geht.

XOX

Anya

»Den sauren Apfel zu gebären.« Ich argwöhnte, dass es mir leichter fallen würde, am Ende des Sommers ein ausgereiftes, vollkommen gesundes Baby aus meinem Uterus zu pressen, als ein

neues Buch zu schreiben und zu verkaufen. Ich schloss meinen Computer und ließ mich aufs Sofa fallen. Zu meiner Enttäuschung war es sogar noch gemütlicher, als es aussah. Verdammte sei Diese Frau mit ihrem wunderbar bunten Geschmack.

Im Haus war es heiß und stickig – es gab keine Klimaanlage –, also stand ich auf und öffnete die Fenster. Es war erst acht Uhr abends, aber ich war sowieso eine Morgenschreiberin. Wenn ich jetzt ins Bett ging, konnte ich morgen früh um sechs aus dem Bett hüpfen und ein paar Tausend Wörter raushauen. Vor dem Schlafzimmer im Erdgeschoss blieb ich zögernd stehen. Ich würde niemals wissen, in welchen Betten Dad und Diese Frau gelegen hatten.

Ich befand mich in einem Gruselkabinett des Ehebruchs. Des Ehebruchs unter Greisen. Das Sofa, stellte ich fest, war zu niedrig, als dass ein Mann mit Rückenschmerzen davon problemlos hätte aufstehen können. Dad hatte nicht immer Rückenschmerzen gehabt. Als ich noch ein Kind war, war er so etwas wie ein Experte im Bootfahren, und aus den wenigen Ausflügen, die ich mit ihm unternommen hatte, hatte ich den Eindruck gewonnen, dass Bootfahren zu neunzig Prozent daraus bestand, sich zu bücken und Knoten zu knüpfen und wieder zu verknoten, während man die restlichen zehn Prozent damit verbrachte, die Arme auszubreiten, in die Sonne zu schauen und den Wind mit der knisternden Jacke spielen zu lassen und ...

Der Schmerz breitete sich mit Macht in meiner Brust aus.

Diese frühen Morgen draußen auf dem Wasser, auf dem künstlich angelegten See eine halbe Stunde von unserem Haus entfernt, hatten immer nur uns beiden gehört. Und wir fuhren immer am Morgen nach seiner Rückkehr von einer Reise hinaus. Manchmal wusste ich noch nicht einmal, dass er wieder zu Hause war. Ich wachte dann im dunklen Zimmer auf, weil er vor meinem Bett hockte, meine Nase kitzelte und leise die Dean-Martin-Songs

sang, nach denen er meinen Namen ausgesucht hatte: *»It's June in January, because I'm in love ... I can feel the scent of roses in the air, it's June in January.«* Dann war ich sofort hellwach, und mein Herz sang vor Aufregung, weil ich wusste, was das bedeutete: ein Ausflug mit dem Boot, nur wir beide.

Jetzt fragte ich mich, ob all diese kostbaren, eiskalten Ausflüge im Grunde nur aus seinen Schuldgefühlen heraus entstanden waren – seine Zeit, in der er sich nach einem Wochenende mit dieser Frau wieder an das Leben mit seiner Familie, mit Mom, gewöhnen konnte.

Ich schob all diese Gedanken beiseite und legte mich aufs Sofa. Der Schlaf verschluckte mich sofort, wie Jonas der Wal aus der Bibel.

Als ich aus dem Schlaf aufschreckte, war es dunkel im Zimmer, und sehr laute Musik spielte.

Ich stand auf und tapste benommen zum Messerblock in der Küche. Ich hatte noch nie von einem Serienkiller gehört, der seine Morde damit begann, dass er sein schlafendes Opfer mit R.E.M.s *»Everybody Hurts«* in voller Lautstärke weckte, wenn es auch absolut im Bereich des Möglichen lag. Aber als ich in der Küche stand, wurde die Musik leiser.

Sie kam durch die offenen Fenster. Aus dem Haus des Riesensarchs.

Ich schaute auf die sanft glimmenden Ziffern am Herd. Zwei Uhr morgens, und mein Nachbar riss die Lautstärke bei einem Song hoch, den man oft in alten Filmen hörte, besonders in Szenen, in denen der Protagonist allein und gebeugt durch den Regen nach Hause ging.

Wenn ich nicht geschlafen hätte, wäre das vielleicht sogar lustig gewesen. Oder vielleicht, wenn mir die Fähigkeit, irgendetwas lustig zu finden, nicht im letzten Jahr abhandengekommen wäre, das ich damit verbracht hatte, romantische Komödien zu schreiben,

die damit endeten, dass der Busfahrer einschließ und alle Figuren über die Klippe in den Tod rasten.

Ich stellte mir immer vor, wie Anya *Das ist echt SUPER*interessant sagen würde, wenn ich eines dieser Exposés tatsächlich abschicken würde. *Ich meine, ich würde ja sogar über deine EINKAUFSliste lachen und weinen. Aber das hier ist nun wirklich kein Sandy-Lowe-Buch. Fürs Erste also mehr Schmalz und weniger Untergang, Schatzilein.*

Ich fühlte mich ziemlich dem Untergang geweiht und nicht besonders schmalzig, als ich auf das offene Fenster in der Essecke zustrmt und meinen Oberkörper hinauslehnte. Die Fenster des Arschs standen ebenfalls offen, und ich sah einen Haufen Leute im Licht der Küche, die Gläser und Becher und Flaschen in den Händen hielten, trge ihre Köpfe an die Schultern ihres Nachbarn gelegt und Arme umeinander geschlungen hatten, wobei sie mit Inbrunst sangen: »Everybody huuuuuurts, eevvvverrrrrrryyybody criieeeee.«

Es war eine rauschende Party. Ich formte die Hände zu einem Trichter und schrie durchs Fenster: »VERZEIHUNG!«

Dasselbe versuchte ich noch zweimal ohne jede Antwort, dann knallte ich das Fenster zu und ging durch das gesamte Erdgeschoss, um alle Fenster zu schließen. Als ich fertig war, hörte es sich immer noch so an, als spielte R. E. M. ein Konzert auf meinem Sofatisch.

Und dann, einen wunderbaren Moment lang, hrte die Musik auf, und die Geräusche der Party, das Lachen und Plaudern und das Klirren der Gläser, wurden zu einem ruhigen Hintergrundrauschen.

Und dann fing es wieder an.

Dasselbe Lied. Sogar noch lauter. Oder vielleicht war es nur der betrunkene Chor, der es bertnte. O Gott. Ich riss meine Reisetasche auf und wählte nach einem Sweatshirt und Jogging-

hosen, die ich über meine Unterwäsche ziehen konnte. Dabei überlegte ich, welche Vor- und Nachteile wohl ein Anruf bei der Polizei wegen Ruhestörung hätte. Einerseits könnte ich vor meinem Nachbarn immer noch überzeugend alles abstreiten. (Oh, ich habe den Wachtmeister doch keinesfalls gerufen! Ich bin doch eine junge Frau von nur neunundzwanzig Jahren, keine schrullige alte Jungfer, die nichts mehr verabscheut als Gelächter, Spaß, Gesang und Tanz!). Auf der anderen Seite fiel es mir seit dem Tod meines Vaters immer schwerer, kleine Frechheiten zu verzeihen.

Ich warf mir mein Pizza-Sweatshirt und meine grauen Jogginghosen über, stürmte durch die Eingangstür und marschierte die Stufen zur Tür meines Nachbarn empor. Ich atmete ein paar Mal tief durch und überlegte dabei, dass ich laut genug klingeln musste, damit mich mein Nachbar auch hörte, und gleichzeitig lässig genug, damit ich nicht so wirkte, wie ich auf jeden Fall wirken würde, wenn sie die Tür öffneten. Ich übte mein lässigstes Lächeln. Meine Zähne fühlten sich an, als würden sie gleich brechen. Bevor ich es mir anders überlegen konnte, streckte ich die Hand nach dem Klingelknopf aus.

Es klang wie das Schlagen einer uralten Standuhr und übertönte die Musik, aber das Singen hörte nicht auf. Ich zählte bis zehn und klingelte dann erneut. Beinahe sofort wurde die Tür von einer kurvigen Blondine aufgerissen, ungefähr in meinem Alter, vielleicht ein paar Jahre mehr oder weniger (oder eine großartige Hautpflege / Jungfrauenblut?), deren rechtes Auge um einiges betrunkenener war als ihr linkes.

Sie sagte etwas, aber ich konnte es wegen der Türglocke nicht hören. Ich antwortete etwas, aber wir konnten es wegen der Türglocke nicht hören. »EVERETT«, rief sie.

»WAS?«, rief ich zurück.

»WILLST DU ZU EVERETT?«